



blanvalet

ELEANOR MORAN

Seit  
jenem Tag

ROMAN

»Mungo«, rufe ich ihm zu, »bevor Sie gehen, wie weit sind Sie denn mit Ihrer Recherche zur Höhe der Verbraucherausgaben?«

Einen kurzen Moment lang scheint er in Panik zu geraten, aber dann fällt ihm wieder ein, dass nur ich es bin.

»Das ist alles unter Kontrolle«, erwidert er schlagfertig.

»Sie müssen mir schon sagen, wann ich damit rechnen kann«, blaffe ich, bevor ich den Mut verliere. »Oder wenigstens, wann ungefähr«, ergänze ich lahm.

»Spätestens morgen«, versichert er mir im Hinausgehen, »darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort.«

Dass ihm das mehr oder weniger egal ist, überrascht mich eigentlich nicht. Er

hat seinen Praktikantenstatus beibehalten und bekommt außer den nie enden wollenden großzügigen Finanzspritzen von Mama und Papa kein Geld, was ja heutzutage so gut wie die einzige Möglichkeit ist, einen Job zu bekommen. Ich kann von Glück sagen, dass ich vor mehr als zehn Jahren ins Berufsleben eingestiegen bin, denn mein Dad mit seiner fast schon übertriebenen Sparsamkeit und seinen Prinzipien hätte mich höchstens drei Tage lang unterstützt. Ich kam voller Begeisterung frisch vom Studium als Auszubildende in diesen Laden und war wie die meisten Young Professionals versessen darauf dazuzugehören, aber schon bald folgte die Ernüchterung. Bis dahin hatten harte

Arbeit und Fleiß mich durchs Leben gebracht. Meinen Einserabschluss hatte ich mit links gemacht und mich nicht gerade überanstrengt, als ich die Volontariatsstelle bekam. Das Collegenleben mit den Multiple-Choice-Prüfungen fiel mir leicht, die Praxis hingegen, der teilweise schwierige Umgang mit anderen Menschen, bereitete mir Probleme.

Schon sehr schnell entdeckte ich, dass man, um Erfolg da draußen zu haben, sich selbst verkaufen musste. Ich-Marketing hieß das Stichwort. Und natürlich war es ein ungeschriebenes Gesetz, das richtige Handtaschenmodell zu haben. Zum Glück erkannte Mary mein Potenzial und hakte mich nicht als den

linkischen Gutmenschen ab, der ich war, sondern ermöglichte es mir, eine Nische für mich zu finden. Diese ist nicht sehr bequem ausgestattet, sondern eher ein schmales, unsicheres Regalbrett, aber ich weiß mich im Gleichgewicht zu halten, und wenn alles gut läuft, liebe ich meine Arbeit. Na ja, irgendwie – ich mag sie. Ich schätze mich unglaublich glücklich, dafür bezahlt zu werden, dass ich mir etwas ausdenke, bin mir allerdings nicht sicher, ob ich mir das auch ausdenken würde, wenn ich die Wahl hätte. In meiner Blenderhandtasche steckt derzeit der skizzenhafte Anfang einer Kurzgeschichte, mit der ich gerne am Wettbewerb einer Zeitschrift teilnehmen würde. Ich weiß nicht, ob es mir gelingen

wird, sie zu Ende zu schreiben – die ersten Sätze habe ich handschriftlich derart oft umgeschrieben, dass ich sie selbst fast kaum mehr entziffern kann.

Inzwischen ist fast eine Stunde verstrichen, und Mary macht noch immer keine Anstalten, nach Hause zu gehen, trotz ihrer zwei Kinder, die sie daheim von einem Kindermädchen betreuen lässt. Mit ihren perfekt manikürten Nägeln tippt sie auf ihrer Tastatur, die Augen wandern in regelmäßigen Abständen forschend durch den Raum. Mary ist mit Sicherheit schon Mitte vierzig, doch das sieht man ihr nicht an. Teure blonde Strähnen überdecken diskret jegliches graue Haar, und sie trägt sündhaft teure Haute-Couture-